

ELISABETH SIEWERT · AUS EINER ARMEN WERKSTATT



UR einem Bauern wird das Glück sich einen richtigen echten Hexenschuss zu holen, so einen wie ihn Wilhelm Busch schildern könnte. Über den Futterkasten gebeugt macht er eine unrichtige Bewegung im Rücken, will sich aufrichten: autsch, da hat er ihn. Und die Bäuerin schleppt den Wetternden, Krummen, vor Schmerz Ächzenden mit Gepolter ins Bett. Ja, der kann lachen. So etwas Ausgesprochenes, Gediegenes passiert mir nicht. Ich liege hier als das Ergebnis einer komplizierten Kultur, das Futter für hundert infame Komplikationen. Mein Hexenschuss ist schleichend, verschleiert, verkappt, drei Ärzte sagen Verschiedenes darüber aus, ein vierter verschreibt aus der Ferne Pulver. Der Bauer wird eine Schwitzkur unternehmen und kann beinahe mit Sicherheit darauf rechnen wie neugeboren aufzustehen. Ich bin grade dabei eine Schwitzkur zu machen. Du lieber Himmel, ich werde nicht wie neugeboren aufstehen. Kann mir jemand die Gedankenmühle abstellen? Kann man mein Vorleben ein bisschen weniger sonderbar, abnorm gestalten, es mit Rosenöl begiessen und mein Nachleben auf einen Berggipfel verlegen? Auch über mein Gehör muss ich klagen, das sich unnötig anspannt. Und meine Gefühle hören nicht auf wie Vögel mit den Köpfen an die Wände des gläsernen Käfigs zu stürzen. Das ungeduldige Herz klopft, klopft, als hätte es nun endlich einen andern Rhythmus verdient und sei der Einzelhaft und des abgesonderten Daseins müde; es möchte sich dahin wenden wo es — ach ja, wohin? Ich bleibe dabei: Der Bauer hat es gut, er schwitzt bereits und sieht seinem Neugeborenwerden entgegen ... So ungefähr denkt ein weibliches Wesen, das sich durchaus mit der Aussen- und Innenwelt auf seine eigene Art auseinandersetzen will, sich mit dem Federkiel bewaffnet in den Kampf geschlichen hat, fortwährend zurückgestossen wird und immer wieder aufsteht und es nicht lassen kann etwas zu sagen. Nun ist dies Wesen zur Strecke gebracht, da sich zu hundert geistigen Anfechtungen und Leiden des Gemüts und Geschmacks noch ein körperliches dazu gefunden hat.

»Im Fall es eintreten sollte, dass ich schwitze, wer wird mich abtrocknen und rein einkleiden?« erkundigt sich die, von der nur drei Locken, ein halbes Ohr und ein karminrotes Stückchen Gesicht zu sehen sind.

Die Mutter hat ein neues Mädchen einzuwirtschaften, ihr geht das Mittagessen sichtbar im Kopf herum. Sie sagt bedenklich: »Ich werde die Klopse selber machen müssen.« Mütter sind vielfach zu eng an Klopse gebunden, es ist gar nicht zu verwundern, dass sie von ihnen besessen sind; es ist besser, wenn sich Geistesverwandte, in solchen Fällen, wo es mit dem Körper hapert, beistehen, denkt die im Bett.

»Und wenn die Wirtschaft drunter und drüber geht, dies ist doch wichtiger«, sagt jemand, der auch in der Stube ist und mit dem Staubtuch unter dem Arm mit der Reinigung eines schwer vernachlässigten Leuchters beschäftigt ist. Es ist die Schwester der Schwitzkandidatin, eine die malen muss. Sie wischt nur selten Staub.

»Also ich werde dich abreiben, dich einkleiden, schwitze nur erst«, sagt die Malerin und beschliesst heute nicht zu ihrer Arbeit in die Galerie zu fahren.

»Es ist gut von dir, dass du dich mit meinem Krempel abgibst, es hat jeder so überreich mit sich zu tun«, murmelt die Kranke.

»Du bist sehr unordentlich.«

»Ich bete die Ordnung an, aber ich kann unmöglich mit der äussern den Anfang machen. Die Ordnung muss aus mir herausstrahlend sich auf meine Wäsche, Hüte, Flaschen, alles, was zu mir gehört, ausbreiten.«

»Total falsch. Es ist anständig und ein Trost wenigstens mit seinem Krims-krams im Reinen zu sein.«

»Neulich in deinem Atelier hab' ich mich auch über manches gewundert«, entgegnet die Verhexte, die noch immer ohne Tau daliegt, mit bemerkenswerter Zähigkeit.

Auf dem Korridor spricht das neue Dienstmädchen, eine aus dem pommerschen Städtchen Gardies frisch Zugezogene, ein fleissiges nettes Bienchen, aber aus Holz. Kleinstädterinnen sind manchmal aus Holz, aber auch Grossstädterinnen. Man sieht dieser Lina Prehl sofort an, dass sie aus Holz ist, besonders ihrem Nacken, der eigentümlich steif und knapp ist, auf dem der Kopf so sitzt wie eben nur Holzköpfe sitzen. Holz ist verlässlich, ehrlich, Holz ist viel besser als Watte; die vorige war aus Watte. In dem Städtchen, in dem das hölzerne Bienchen zu Hause ist, heisst der Fischer Seidenkranz und die Gesindevermieterin Blauzwirn; so viel ist schon von Lina Prehls Verhältnissen rüch-bar geworden. Ich hoffe, denkt die ihren Schweiss Erwartende, ich hoffe sehr, dass die beiden ein bisschen, ein ganz klein bisschen Magie treiben können. Nicht grosse, feine Magie, nein, solch lumpige, die den Kaffee plötzlich süsst, ein Gericht Fische ohne Mühe in den Kessel befördert und eine enge, räucherige Stube mit dem Ausblick auf einen grauen pommerschen See im Herbstregen zu einem hellen, artigen Zimmer mit geblütem Sofa und Porzellanschrank umzaubert. Ich hoffe, man stört Herrn Seidenkranz und Frau Blauzwirn nicht, man lässt sie ruhig sich gegenseitig besuchen und lässt es dabei bewenden, wenn sie hinterher schmunzeln und sich behaglich ihrer kleinen Magie freuen. Das Bienchen sagt: In Gardies ist alles schöner als in der Reichshauptstadt. Sie verachtet die Pilze, die man hier kauft. Freilich ist es schöner truppweise in rauschenden Kattunkleidern in das grosse Sausen der Kiefernwälder zu gehen, in denen die Sonne Zebra spielt, und da Pilze zu suchen, die eben noch im Waldboden steckten, eine besondere Art derber gelber Blümchen. Freilich ist der Markt in Gardies um die Kirche herum unter den Lindenbäumen schöner als unser nüchterner leerer Fleck zwischen endlosen Steingrüften. Was für ein Vorzug ist das: In Gardies sehen von drei Seiten weite Wasseraugen in die Gassen, Höfe, Stuben, und der Atem aus des Waldes Mund macht gar keinen Halt, der flutet über das bisschen Häuserzeug zu der Heide drüben, und ein andermal tut die Heide den Mund auf und atmet wild, frei. Aber die Seen werfen Tag und Nacht zarte Dünste heraus in die Lüfte.

Wie gut ist es, dass Lina Prehl meint, Gardies sei der schönste Ort der Welt. Ich gönne ihr das Leben, das sich auf diesem festen Punkt aufbaut. Es muss sehr einfach sein auf die Art zu leben, besonders, wenn man von der geistigen Not nichts weiss und nichts von unlöslichen Sorgen. Gesund sein, einen den Verhältnissen angemessenen Geschmack haben, sicher abgedrechselt sein in der Form, auf die höchstens noch ein bisschen Politur kommen kann, ausgefüllt

sein von der Beschaffung des täglichen Brots, nur dann und wann zum Bewusstsein der umgebenden Natur und der seltsamen Arbeit in sich selber kommen — etwa dann, wenn der Vater mit der Sense zögert, und der Klee so wehmütig schön duftet, als müsse das goldene Glück nahebei sein — oder beim Pilzesammeln plötzlich das gewohnte Naturbild in schauerlicher Tiefe und Geheimnis gewahren, nur dann erschüttert werden, wenn einer der Anverwandten mit Tod abgeht: es muss nicht schlecht sein. Aber zurückavancieren, das gibt es nicht, wenn man auch noch so gern mit den Märchengestalten in Gardies, dem Fischer Seidenkranz und der Gesindevermieterin Blauzwirn, umgehen möchte.

Was sind wir? denkt die unter den vielen Deckbetten Verpackte. Märchengestalten, die aus ihren Verstecken herausgejagt wurden auf den Jahrmarkt. Da sollen wir uns sehen lassen. Die eine als Schlangenbeschwörer, die andere als Riese, die dritte als Zauberin, die vierte als Fee. Ach, das sind peinliche Darstellungen, wenn man einmal wirklich mit Schlangen spielte, wo sie in ihren Höhlen liegen, wirklich von einer Zentaurenbrust weiss und von dem Riesenvergnügen mit Dreimännerkraft durch die Wälder zu toben. Und die arme, in Tarlatan aufgetakelte Fee: sie sass wirklich einst im Baum und wob Mondstrahlen zu einem Hemdchen für das königliche Findelkind. Nun strapazieren sie sich ab das Unsagbare darzustellen, zu sagen, wo sie einstmals das Unsagbare erlebten, die armen Teufel. . . .

Es ist ein Zeichen von Entkräftung, von einer mässigen Lebenskraft, wenn man nicht losschwitzt, da man es doch soll und alle Vorkehrungen getroffen sind. Es ist blamabel, es schmeckt nach Dekadenz. Es ist dumm, dass der Wille nicht hilft. Ja, helfen. . . . Das Bett ist warm, die Wärmflasche tut, was sie kann, aber die Gedanken wehen kalt, das Herz ist voll kalter Ablehnung, voll Grauen. Das Herz ist unkindlich, es hat verlernt in Abrahams Schoss zu ruhn, es ruht höchstens mal in einem Klubsessel, und da wird es rasch aufgeschreckt; es ahnt zu viele Lanzen in der Nähe, zu viel unterirdisches Kampfgetöse erschreckt es, und gespensterhafte Öde umfließt es ertötend. Der Blumengarten ist immer bedroht. Und Feuerung für den Herzofen muss immer von weiter her geholt werden. Die Begeisterung muss einem Sturm gleichen, wie ein Erdbeben sein, in dem das Nahe, Widerwärtige, die Einengung und die Schrecknisse des Zwanges und der Unnatur wie Kartenhäuser sinken.

»Ach, wie liegt so weit«, hört die Unbegeisterte draussen die städtischen Sperlinge zirpen; sie banalisieren aber nur den Schwalbenruf über der Dorf-gasse. Und die leeren Kinderstimmen unten auf dem Pflaster machen ungeduldig. Das sind nicht Kindermünder *unbewusster Weisheit froh*. Diese altklugen Rangen, von denen sicher ein paar diese erbarmungswürdigen krummen Beine haben, sind ganz wach und hell wie ein elektrisch erleuchteter Laden. Da ist keine mystische Trübung, kein tiefes Leben. Ablehnung empfinden gegen das Nahe, den Geist der Umgebung: das tut nicht gut. Woher nimmt man aus dem Aussenleben das Material, um das Innenleben auszubauen, zu ernähren? Liegt man dazu im Bett, um das Unzureichende seiner Mitmenschen, der Zustände, in denen sie stecken, gramvoll zu überschauen? Kein Fieber steigert, verändert das grosse schwere nüchterne Bild. . . . An das Vergeuden der Kräfte zu denken, an das Verkommen von guten An-

lagen, gesunden Keimen, und dass immer dies tragikomische Bild dabei herauskommt, das Futter für pessimistische Karikaturisten. . . . Und dass Menschen älter werden, um sich weniger eifrig für Verbesserungen und Menschenmöglichkeiten zu regen. Weshalb? Weil sie skeptisch werden — müssen. Ist das nicht schlimm, dass sich das Gewissen mit den Jahren in widrigen Notständen ebenso wie im Wohlleben abhärtet? Aus der Gewohnheit peinliche, unrichtige Dinge hinzunehmen ohne das bittere Erkennen, dass sie peinlich und unrichtig sind und gebessert werden müssen, entsteht eine Art von Dickfelligkeit; leider eine Erscheinung, die bei vielen zu beobachten ist. Ist es nicht furchtbar, dass Armut und Zwang den Menschen um Süßigkeit, Wohlwollen, Liebe, um den Juwelenschatz all der zarten Empfindungen bringen können? Wohl den Unzufriedenen, den Unruhigen, den Hungrigen! Wehe den Bescheidenen, Behaglichen, Trägen!

»Also damit ist es nichts«, sagt die Geplagte und schleudert ein paar Gebirge von Bettkram von sich.

Das Abendessen ist insofern erwähnenswert als die Verhexte nach Art unreeller Kranker, nachdem sie sich erst einmal aufgeköpft hatte, gar nicht genug Rührei, Schinken, Atlassuppe und Brötchen bekommen kann. Mit einem herabziehend glänzenden Appetit verspeist sie die guten Dinge und ist dabei so sehr hoffnungslos. Soll man Hoffnungslosigkeit noch mit Rührei, Schinken, Atlassuppe nähren? Es ist sinnlos. Nahrung soll sich in Tatkraft, Freude, Dank umsetzen, dann erfüllt sie ihren Zweck.

Welche Überreiztheit mich so zu quälen, denkt die mit dem guten Appetit. Ja, in gesunden Tagen lebe ich auch nur so am Rande der Ehrlosigkeit hin, weil ich oft untätig bin, ohne Ausdauer in meiner Mission Freude und Schönheit auf irgend eine Art, meine Art, in der Welt vermehren zu helfen. Das stellt sie fest, und ihr ist, als ob ihr das Blut gefröre. Könnte sie wenigstens ein paar demütig schöne Hände auf ihr Deckbett legen, für die, die sie besuchen, ein guter Anblick! Nein, auch das nicht, ihre Hände sind von Sehnsucht und Darben zernagt.

Das wird keine gute Nacht. Es macht ganz den Eindruck, als sollten in langen Reihen, wie die Könige vor Macbeth, die Misserfolge, die schlimmen Stürme des Herzens, die Unbilden im Kleinkrieg des Lebens an der, die hilflos zu Bett liegt, vorüberziehn. Wie viele Menschen waren schon von ihr abgebröckelt! Man konnte eine Insel mit ihnen bevölkern. Wo sie auch anhebt zu denken, überall ist das Fadengespinnt düster. Arbeitswilligkeit und kein Feld zur Arbeit, vielleicht der dunkelste Knoten im Gespinnt. Wie viele Tode der Enttäuschung war sie gestorben, wie oft hatte sie sich im Angriff erschöpft und im Kampf drauf alle Waffen aus der Hand gegeben, als ginge sie das gar nichts an!

Ach, lasst mich, ihr Dämmerungsvampyre, ich mag dies hässliche Gemengsel nicht, ich bin das durchaus nicht, der das alles passiert ist. Ich hänge irgendwo verwurzelt und schmachte nach dem, was mir früher gehörte, und wenn ich ein Zipfelchen meines Besitztums erreiche, bin ich selig. Wie soll ich dafür können, was diesem Wesen begegnet, das sich in Zuständen und mit Dingen herumschlägt, die es eigentlich gar nicht begreift. Nein, ich lege den Schwerpunkt auf ganz andere Dinge als auf die, mit denen ich mich scheinbar und erfolglos befasse. Ich spüre einem andern Leben neben diesem nach, das

Lebensfülle, Ausgleiche, Erfüllungen hat. Nun bleibt nur eins: sich immer treu darin sein für einen gewissen ersehnten, fernen Zustand geschaffen zu sein, danach für die Blüte, das Licht. Kommt schlechtes Wetter, dann mag sich ein Schmetterling verkriechen, die schonungsbedürftige Pracht seiner Flügeldecken verbergen, dem rauhen Angriff seine kühle graue Seite zeigen, aber um Gottes Jesu willen nicht wie andere Leute Vorteil aus den Unbildern der Witterung ziehen: damit ruiniert sich der Schmetterling.

»Dazu liege ich auch nicht hier, um mich drückebergerisch mit einem Schmetterling zu vergleichen«, sagt die Kranke grimmig. Etwa die Ansprüche meines Geschlechts unterstreichen, die Härten, die mir zu teil werden, bejammern? Das wird eine dumme Nacht, die Hilflosigkeit und die Schmerzen zehren das bisschen geschlechtslose Licht im Kopf auf. . . .

Am Bett auf einem Stuhl steht eine nette Pulverschachtel mit goldenen Sternchen. Schliesslich. . . . Die Landleute sagen: Ach, die Doktors wissen auch nichts. Der Städter aber meint, sie lernen doch was aus Büchern und finden hier und da doch einen Hebel, an dem sie nachhelfen können, wenn die Maschine vom Geist vernachlässigt ist. Mit dem Hebel winken sie manchmal den Geist zurück, und der schafft dann Ordnung und hält die Balance. Also nimmt die Kranke ein Pulver, nein, gleich zwei.

Es ist so, als ob die Fasern ihres Körpers und das Blut in den Adern in Schwingungen gerieten. Von den Fussspitzen an erhebt sich ein allgemeines und sanftes Wogen. Der Rücken freut sich sehr an diesem Wallen und Wogen, da löst sich etwas Zusammengekrampfes, Dummes. »Mir soll's recht sein«, sagt die Kranke und legt sich auf die Seite.

Jetzt wird es so, wie es für sie das Richtige ist. Im Bett sein heisst für sie in einer genau passenden, warmen, weichen Muschel als glatte schlanke Schnecke zu stecken und mit ihr auf ein unbekanntes Meer herausschaukeln; das heisst, so unbekannt ist das Meer nicht, nur wird es jede Nacht neu erobert und zeigt sich immer neu.

Am nächsten Morgen liegt jemand im Bett, hat rote Backen, scharf strahlende Augen und Locken, die sich phantastisch aufringeln. Die malende Schwester kommt zur Türe herein, macht einen langen Hals und will von nichts Unangenehmem hören.

»Na . . .?«

»Hab' so schön geträumt.«

»Besser . . .?«

»Mir ist ganz anders. Hab' so schön geträumt. Hör zu!«

Die Malerin lässt sich mit undurchdringlicher Miene auf dem Stuhl am Bett nieder; sie hat selber sehr viel, ja viel im Kopf; na, aber sie will aus Gnaden anhören.

»Natürlich draussen auf dem Lande. Da sah ich einen Mann, der packte ganz gelassen die Alpen in die Tasche«, erzählt die mit den roten Backen. »Das wirkte ungeheuer souverän. Mal der Mensch gross und die Alpen klein. Er bricht die einzelnen Berge von einander, packt sie ganz einfach mit gehörig grossen Händen in eine lederne Tasche und macht ein gesammeltes, frohes Gesicht dazu. Ein Spielzeug für den Geist die klüftigen, überwältigenden Alpen. Es war putzig.«

Die Malerin zuckt mit einer Achsel. Die Genesene hat Angst, dass sie fortgehen könnte, und fährt rasch fort:

»Dann sah ich in eine Naturküche. Weiber mit kleinen bepelzten Hörnern auf den Stirnen brauten in einer Felshöhlung auf einem Feuer, das manchmal wie ein Blitz hervorsprang. Eine Öffnung in der rauhen Wölbung gab einen Ausblick in ein buschiges, sonniges, unendlich heiteres Revier, in dem es windete; Pflanzen und Früchte wucherten da, und Wasser glänzte auf. Die Weiber hantierten mit listigen Mienen, ihre Augen waren wie das Aufblitzen des Feuers, ihre Zähne wie Schnee. Manchmal schlichen sie zu der Öffnung und sahen heraus, als erwarteten sie jemand, den sie mit ihrer gefährlichen Gastfreundschaft beglücken wollten. Das gab so eine seltsame, prickelnde Stimmung. Und dann war ein Marsch da, ein Reitermarsch, der mich aufhob und trug; in den kühn aus dem Rhythmus herausstechenden Tönen schwang ich mich über grüne, in der Sonne strahlende, mächtige Wegbäume. Da zog ich mit und war in einem über Weinbergen gelegenen Hause, einem hochgelegenen leeren Tanzhaus, in dem durch bunte Scheiben bunte Lichter auf den Dielen lagen. Aber jetzt war Musik da, jetzt war ich da, und mein Freund, der Blonde, Vollständige, dem es gegeben ist mir die Poesie des simplen Lebens etwa in alten, kleinen, deutschen Städtchen verständlich zu machen, der mich den Genuss des Augenblicks aus der besonders Mischung der Umgebung und Stimmung ruhevoll zu schätzen lehrt, dieser kluge, liebenswürdige Erdenbürger war da und tanzte mit einem Mädchen. Und ich war da, den Geist und die Essenz der Musik, der holden warmen Landschaft draussen, den Zauber der Bewegung, der Ergänzung und Anziehung in mich sammelnd, auf sie ausströmend, sie begeisternd. Als Gegensatz zu der hilflosen Schiefheit, den Schmerzen war dies wilde, reiche Vergnügen des Auslebens in einem leeren Tanzhaus über Weinbergen nicht schlecht. Das Mädchen war so schön . . . eine dunkelblonde, weiche Schäferin. . . .«

Die Malerin sieht zum Fenster heraus. Die Genesene macht eine kräftige Wendung und sieht auch heraus.

»Gestern steckte ich in dem furchtbaren Gefängnis der Unbegeisterung«, stellt sie fest. »Heute . . . Ah, die Luft, ein bisschen Undine ist in ihr, ich fühle schwesterlich mit der Luft heute. Das Abspenstige, Ablehnende fällt von mir, ich wende mich dahin, wo ich lieben und mich nähren darf. Uns armen verjagten Märchengestalten kommen doch wieder Zustände, Bilder, die ausgleichen. Heimlich sind wir mit unseren heimischen Wäldern, Höhen, Paradiesen verwurzelt, und von daher bekommen wir unversehens Geschenke. . . . Ich werde jetzt aufstehen und was schreiben, mir steht etwas vor Augen. . . . Ich werde gleich aufstehen.«

XX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Gewerkschaftsbewegung / Heinrich Stühmer
Lohnbewegung - Bei ihren Bemühungen um
 Verbesserung der Löhne
 und der Arbeitsbedingungen
 müssen die Gewerkschaften naturgemäss

auf die Geschäftskonjunktur Rücksicht nehmen. Das zeigt sich auch deutlich in der von der *Generalkommission* im *Korrespondenzblatt* veröffentlichten Statistik über die Kämpfe im Krisenjahr 1908 gegenüber den beiden früheren Jahren.